



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Alteuropa

Schuchhardt, Carl

Berlin [u.a.], 1935

Achtes Buch. Die Bronzezeit (etwa 1800 - 800 v. Chr.) in Nord- und
Mitteleuropa

[urn:nbn:de:hbz:466:1-73160](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-73160)

Achtes Buch

Die Bronzezeit, etwa 1800—800 v. Chr., in Nord- und Mitteleuropa

Kupfer und Zinn

Wenn schon die Steinzeit keineswegs eine Periode des Urschlammes war, des Chaos, das die Alten an den Anfang der Weltentwicklung stellten, wenn wir vielmehr aus einer in reicher Stufenfolge entwickelten und künstlerisch hochstehenden Diluvialkultur drei große Kulturkreise sich lösen sahen, die nach dem den Menschen eingepflanzten Herrschaftstrieb alsbald miteinander zu ringen begannen, jeder nach seiner Kraft und Tüchtigkeit sich durchzusetzen suchten, so ist die Bronzezeit die Periode, wo das Wachstum jener Kulturen schon in das historische Licht einrückt und wo die bleiche Unbenanntheit ihrer Träger rotwangigen Völkernamen Platz zu machen beginnt.

Den Begriff der „Bronzezeit“, den die Vorgeschichtsforschung geschaffen hat, während ihn die klassische Archäologie kaum verwendet, tut man gut beizubehalten, weil er wirklich eine festbegrenzte Periode darstellt. Mit dem Aufkommen des Kupfers und seiner alsbaldigen Mischung mit Zinn werden neue Handelsverbindungen geschlossen und neue Kultur- und Völkerschiebungen beginnen. Ebenso ist es nachher beim Aufkommen des Eisens. Die Völker, die im Besitz der wichtigsten Erzgruben sind, sie zuerst ausbeuten und womöglich die fertigen Fabrikate in den Handel bringen, schwellen mächtig empor und erringen sich leicht die wirtschaftliche Herrschaft über die halbe Welt.

Die Verwendung des neuen Metalls hat sich langsam angebahnt. Es ist nicht richtig, was lange Zeit geglaubt wurde, daß die Bronze fertig nach Europa gebracht sei, nicht richtig auch, daß Cypern die erste und älteste Kupferquelle gewesen sei¹⁾. Europa besitzt an verschiedenen Stellen reiche Lager dieses Metalls und hat sie auch schon früh selbständig ausgebeutet. In erster Linie stehen Spanien und Ungarn, aber auch die Alpenländer sowie Irland und England kommen in Betracht. Alte Gruben mit Werkzeugen aus Stein und Kupfer sind nachgewiesen in den spanischen Provinzen Alentejo, Asturien, Cordoba und Huelva, bei Kil-

¹⁾ Dgl. für dies und das Folgende M. Much, Die Kupferzeit in Europa. Jena 1893.

Iarney in Irland, bei Burns im englischen Westmoreland und besonders eingehend auf dem Mitterberge im Salzkammergute. Hier konnte ein großes Bergwerk, das einst von seinen Besitzern verrammelt und ersäuft worden war, wiederaufgedeckt werden mit seinen Schächten und Stollen, seinen Hauer- und Schmelzplätzen, seinen Werkzeugen, die den ganzen Betrieb uns wieder vor Augen führen. Mit großen kupfernen Picken, wie Bolzen geformt, ist das Gestein von den Wänden abgeschlagen, mit schweren steinernen Schlägeln sind die groben Klöße auseinandergehauen, die Stücke dann auf Unterlagblöcken mit Handkieseln weiter verkleinert, das Grus zwischen Mahlsteinen zerrieben und dann schließlich geröstet und geschmolzen. Auch die Schmelztiegel und die hölzernen Schöpflöffel sind vorhanden, wie zuletzt die Gußformen aus Ton oder Stein. Solche Funde beweisen, daß alles vom Anfang bis zum Ende an Ort und Stelle gemacht wurde. Die oberösterreichischen Pfahlbausiedlungen im Atter- und Mondsee, die neben steinernen schon viele kupferne Werkzeuge führen, sind vom Mitterberge aus versorgt worden. Aber ebenso haben wir uns in den anderen Gegenden, wo Kupfergruben waren, den Betrieb zu denken; die vielfältig vorhandenen Gußformen geben allemal den Beweis dafür.

Es ist nun keineswegs gleich die Bronze, d. h. eine Mischung von etwa 90% Kupfer mit 10% Zinn, was uns in den Erzeugnissen der neuen Zeit entgegentritt, sondern zunächst reines Kupfer. Und die Metallwerkzeuge erscheinen keineswegs gleich in neuen Formen, sondern führen zunächst die der vorausgegangenen Steinzeit fort. Gerade diejenigen aber, die den Steinwerkzeugen noch ganz direkt nachgebildet sind, pflegen aus Kupfer zu sein; so am häufigsten das Flachbeil, das in ganz Europa herrscht (Abb. 20 f.), als Nachbildung des undurchlochten steinernen Gebrauchsbeils oder Meißels; so in Spanien der Dolchstab (Abb. 20 g), kopiert nach der dort üblichen geschäfteten breiten Stein Klinge¹⁾; so in anderen Gegenden die Hammeraxt (Abb. 113 a). Diese breite spanische Klinge, als einfacher Dolch oder als Dolchstab verwendet, zeigt mit ihrer Verbreitung im Mittelmeere sowie auch in West- und Mitteleuropa den Bereich der iberischen Handels Herrschaft. In Ungarn haben sich ganz früh schon besondere Artformen herausgebildet, die auch zunächst aus reinem Kupfer bestehend, sich über Deutschland bis nach Frankreich hinein und stark auf der Balkanhalbinsel bemerkbar machen (Abb. 111).

An all diesen Werkzeugen kann man den langsamen Übergang vom Kupfer zur Bronze verfolgen. In England wie in Mecklenburg gibt es Flachbeile, die 1 bis $1\frac{1}{2}$ % Zinn enthalten, die großen aus dem trojanischen Schatze haben 3—5%, zwei aus Mykene sind schon aus der üblichen Bronze (Schliemann S. 350). Die Dolchstäbe sind in Spanien selbst noch alle aus reinem Kupfer, in England und Irland zum Teil aus Kupfer, zum Teil aus zinnarmer Bronze, in Deutschland aus Bronze. In Spanien haben sie auch noch eine ganz einfache, einheitliche Form,

¹⁾ Hub. Schmidt in der Zeitschrift für Montelius (Stockholm 1913).

erst auf ihrer Wanderung werden sie verschieden. Das beweist deutlich, daß Spanien ihre Heimat ist; es gibt aber auch einen Hinweis auf die Erfindung der Bronze. Der Zusatz von Zinn macht das Kupfer heller und härter, er verleiht ihm

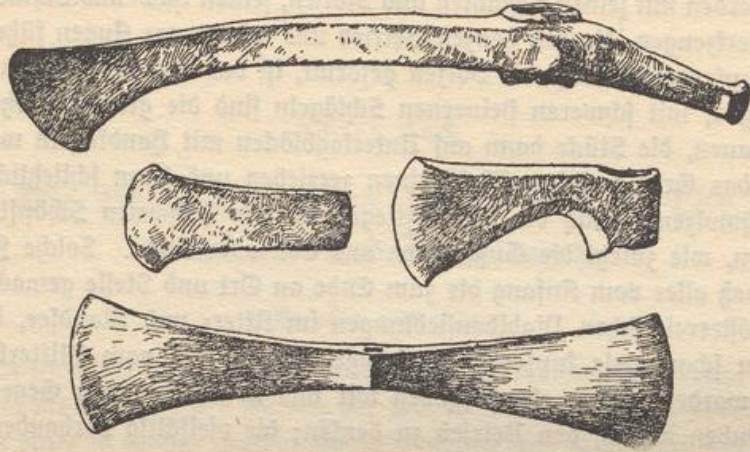


Abb. 111. Älteste ungarische Beilformen. Berliner Museum.

erst die richtige Brauchbarkeit für Werkzeuge und Waffen und eine leuchtende schöne Farbe für Schmudfsachen. Die Mischung war also von erheblicher Bedeutung. In Spanien scheint sie aber nicht aufgekommen zu sein. Hier waren noch in den Siretschen Ausgrabungen nicht bloß die Dolchstäbe, sondern auch alle Beile, Meißel, Pfriemen, Pfeilspitzen aus Kupfer und nur von den Dolchen 40% aus Bronze. Mit Bestimmtheit läßt sich nicht sagen, wo und wie die Bronze erfunden ist. Nach E. Sörner¹⁾ hat Vorderasien in der ersten Zeit das Zinn aus der Gegend des Persischen Golfes bezogen, nachher erst von den Zinninseln des Westens. In Europa gibt es nur eine Stelle, wo Kupfer und Zinn zusammen gefunden werden, das ist Cornwall. Dort enthält ein und daselbe Erz 26—30% Kupfer und 26—29% Zinn. Wahrscheinlich sind, besonders nach der Wanderung des Dolchstabes von Spanien über England nach Deutschland, in dem zinnreichen England auch die ersten Versuche, das Kupfer mit ihm zu mischen, gemacht worden. Wie aber der Wechsel vom Stein zum Kupfer sich nicht plötzlich, mit neuen Formen, durch ein neues Volk vollzogen hat, so auch der vom Kupfer zur Bronze nicht. Die Mischung mit Zinn steigert sich sehr allmählich, bis sie den Satz von 10% erreicht, der dann für das ganze weitere Altertum die Regel bleibt. Die Formen der Bronzen setzen die kupfernen ohne neuen Ehrgeiz fort, und neben ihnen gehen lange Zeit noch Steinwerkzeuge, wie Messer, Sägen und Pfeilspitzen einher. Dafür ist Troja II das klassische Beispiel.

Bei der getreuen Gefolgschaft, die die ältere Metallkultur der vorausgegangenen steinwerklichen leistet, bleiben auch die kardinalen Unterschiede, die sich vor-

¹⁾ Antrittsvorlesung, Berlin, Mai 1925, ungedruckt.

her schon zwischen den großen Gebieten Europas zeigten, im wesentlichen bestehen. Westeuropa, Nordeuropa und Mitteleuropa bilden nach wie vor je einen besonderen Kreis. Die Schiebungen, die schon in der Steinzeit stattgefunden haben: der Donaukeramik nach Mittel- und Ostdeutschland und dem unteren Rhein, des nordischen Stils nach Süditalien und ans Ägäische Meer, machen sich natürlich geltend. Es entsteht bald eine friedliche Vereinigung des Einheimischen mit dem Fremden, eine Mischung verschiedener Dinge zu einem neuen Bilde, bald auch ein Kampf, der zur Verdrängung des einen durch das andere führt. Besonders interessant gestaltet sich dieser Vorgang im Südosten, wo der kühle nordische Strom das warme Mittelmeer erreicht und dessen Gestade so weit abzukühlen vermag, daß der Boden für das Hellenentum bereitet wird.

Der Norden

Die Bronzezeit des Nordens führt ihren Namen mit besonderem Recht und Nachdruck. In ihr ist die Bronze die große Herrscherin. Die Häuser bieten nicht viel Neues gegenüber der Steinzeit, die Gräber zeigen wohl eine mannigfaltige Sortentwicklung, sind aber nicht so imposant wie die steinzeitlichen, die Keramik versagt zunächst für eine Weile völlig. So scheint die ganze Kraft dieser Periode sich dem neuen glänzenden und gegenüber dem Steine so viel willfährigeren Materiale zugewandt zu haben, um aus ihm an Waffen und Schmucksachen das Originellste und Köstlichste zu fertigen, was es nur je geliefert hat.

Ein Hauptreiz dieser frühen Bronzekunst des Nordens liegt in der überraschenden Ehrlichkeit, mit der die frühere Herstellung der Stücke in anderem Material und die ihm entsprechende Verzierung wiedergegeben wird, oder wie auch in der jetzigen Herstellung die technischen Einzelheiten in ihrer sauberen Arbeit sich zum Ornament gestalten. Dadurch kommt ein ganz bestimmter, nicht gesuchter, sondern natürlich erwachsener Stil in diese Bronzen, ein echter Stil im besten Sinne des Wortes. Denn Stilus ist der Schreibgriffel und in übertragener Bedeutung die Art, wie der Griffel geführt wird, so wie heute die Schreibfeder zu einem höheren Sinne gelangt ist, wenn wir von einer gewandten, einer eleganten oder auch einer plumpen Feder sprechen.

Die schönen Bronzen haben von Anfang her, wo man sie als Ausbeute der großen Grabhügel in unseren norddeutschen Ebenen kennengelernt hatte, eine starke Anziehungskraft ausgeübt und zur rücksichtslosen Durchwühlung dieser kleinen Schatzkammern geführt.

Die Grabhügel sind die durch die Thüringische Einwanderung in den Norden gebrachten: mit Grabmulde, Steinpackung und Erdmantel (s. oben Abb. 77), die sich nun weitausgreifend die Alleinherrschaft errungen haben. Nur tritt in der Bronzezeit ein Wandel ein dadurch, daß allmählich an die Stelle der Körperbestattung die Leichenverbrennung tritt. Sie ist, wie wir sahen, aufgekommen

in demjenigen Kreise, in dem der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode sich am stärksten ausdrückt, und in dem auch eine Bestattung oder wenigstens Teilbestattung im Hause üblich war. Die Hügel der Bronzezeit enthalten zunächst noch un-



Abb. 112. Gefäße der jüngeren Bronzezeit aus Dithmarschen. Berliner Mus. $\frac{1}{8}$.

verbrannte Körper, in eine Stein- oder Holzkiste oder auch einen Baumsarg gebettet. Auch als dann die Leichenverbrennung beginnt, ändert sich der Innenbau des Grabhügels nicht gleich. Die Kiste bleibt so groß, als ob sie eine gestreckte Leiche aufnehmen sollte. Erst nach und nach schrumpft sie dem geringeren Raumbedürfnis entsprechend zusammen.

Jeder Hügel scheint einer Sippe gehört zu haben. Nachbestattungen sind in seinem Mantel häufig vorgenommen. Die verbrannten Menschenreste sind meist in einer Urne, zuweilen ohne sie beigeseht; in letzterem Falle waren sie wahrscheinlich in einen Leinen- oder Lederbeutel getan. Gesammelt wurden sie vom Scheiterhaufen wohl regelmäßig in einen solchen Beutel; an Bronzezeiten der römischen Zeit, die als Urnen benutzt sind, kleben zuweilen noch die Zipfel des Leintuches.

Von Häusern der Bronzezeit ist im eigentlichen nordischen Kreise bisher gar nichts bekannt geworden, die seines Anhanggebietes, der Lausitz, sollen uns nachher besonders beschäftigen.

Auch Keramik lernen wir aus der älteren Bronzezeit nur sehr spärlich kennen. Es sind rohe rundliche Näpfe und Töpfe ohne Verzierung und in ihrer Form mehr an die alte westeuropäische als an die Megalithkeramik gemahnend¹⁾. Die besten Gefäße dieser Periode, die sich in jütischen Eichensärgen gefunden haben, sind hölzerne Näpfe, Schöpflöffel, Schachteln. Es scheint fast, als ob diese Zeit vielfach auf tönernen Gefäße verzichtet und sich mit hölzernen beholfen habe, die natürlich nur unter sehr ungewöhnlichen Verhältnissen erhalten bleiben können. In der jüngeren Bronzezeit vermehrt sich die Keramik ein wenig (Abb. 112); sie erinnert dann vielfach noch an die alten Schulterformen und zeigt zuweilen auch den Einfluß des Lausitzer Stils, der sich über Mecklenburg nach Schleswig-Holstein und über ganz Dänemark geltend macht.

Um so reichhaltiger steht uns die Ausstattung mit Bronzegegerät vor Augen, und nach dem Auftreten der Formen und ihrer Entwicklung können wir hier eine

¹⁾ W. Splieth, Inventar der Bronzealterfunde, Kiel 1900, Taf. II u. V.

ganze Abfolge von Perioden unterscheiden, auch durch Verknüpfung verschiedener mit den Erscheinungen südlicher Kultur eine gewisse Zeitbestimmung gewinnen. Montelius hat seinen Ruhm damit begründet, daß er (1873) die nordische Bronze-

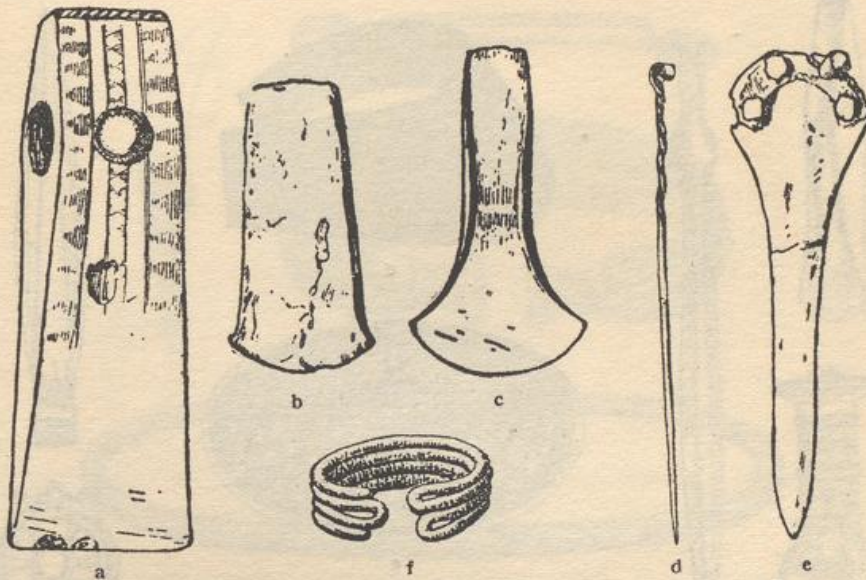


Abb. 113. Erste Periode der nordischen Bronzezeit. Nach Splieth.

zeit in einen älteren und jüngeren Abschnitt und jeden von diesen wieder in drei Perioden einteilte, so daß wir ihrer sechs zählen. Die letzte fällt zwar schon völlig in die Eisenzeit, und Montelius hat sie daher selbst nachher aus der Bronzezeit gestrichen. Die fünf übrigbleibenden aber haben sich durchaus bewährt, so daß ihr Urheber sie mit Recht im wesentlichen auch auf andere Länder: England, Frankreich, Italien hat übertragen können. Der Widerspruch, den Montelius in archäologischen Kreisen findet, bezieht sich nicht auf die Abfolge seiner Perioden, sondern auf die Datierung, die er ihnen zu geben versucht hat, also nicht auf seine relative, sondern auf seine absolute Chronologie. Er hat in der Mitte und gegen das Ende seiner Perioden südliches Material, das er zur Zeitbestimmung verwandte, zu alt angenommen; die fortschreitende Forschung im Mittelmeere hat das mehr und mehr korrigiert.

Montelius bemißt seine Perioden durchschnittlich auf 200 Jahre, nur die erste einschließlich der Kupferzeit doppelt so lang. So erhalten wir folgende Zahlen: I 2000—1600, II 1600—1400, III 1400—1200, IV 1200—1000, V 1000—800 v. Chr.

Ich kann hier nur einen Überblick über das Wesentliche geben, habe aber doch die Abbildungen periodenweise geordnet, und zwar nicht streng mit den Montelius'schen Formen, die zum Teil Skandinavien eigentümlich und anderswo selten sind,

sondern mit den geläufigeren norddeutschen, nach der Art, wie Splieth-Kiel es schon 1900 getan hat.

In der ersten Periode sehen wir, wie im Süden, noch manche Steinwerk-

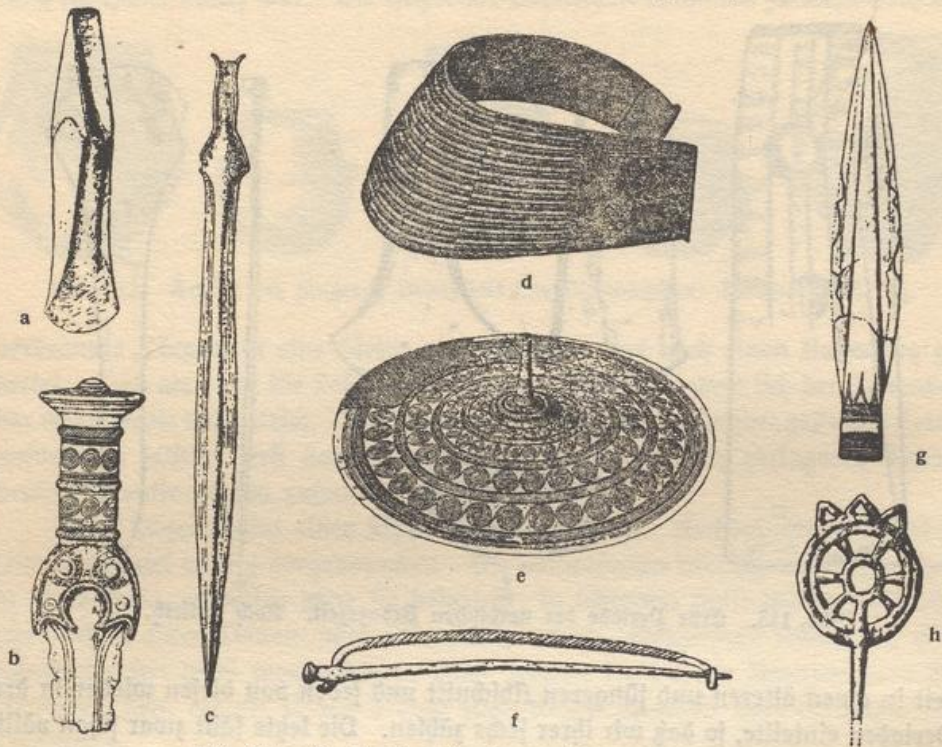


Abb. 114. Zweite Periode der nordischen Bronzezeit.

zeuge weiterlaufen: Lanzenspitzen, Pfeilspitzen, Messer; auch allerhand Schmuck wie Perlen, Anhänger und Knöpfe sind noch aus Stein. Auch ist die Bronze nicht gleich in ihrer klassischen Mischung von 90% Kupfer und 10% Zinn da, sondern es beginnt das reine Kupfer und die Zinnzutat wächst erst allmählich. Als einfachste Form entwickelt sich das Flachbeil ganz aus seinem Feuersteinvorgänger, erst nach und nach erhält es eine breitere geschwungene Schneide und hochstehende Ränder zur leichteren Schäftung (113b, c). Daneben ist spärlich die schwere Lochart vertreten (113a). Der Dolch ist ohne Griffzunge mit großköpfigen Nietten am Griff befestigt (113e). In ganz wenigen Exemplaren zeigt sich auch schon das Schwert, und es hat gelegentlich auch schon eine Griffzunge. Ein Importstück aus Spanien, das dann im Norden nachgeahmt wird, ist der Dolchstab (Abb. 20g). Er und das einfache Flachbeil (113b) geben die erste Anknüpfung nach dem Süden und stellen diese erste nordische Bronzeperiode gleich mit El Argar in Spanien und Troja II, also der Zeit um 2000 v. Chr. Als Schmuckstücken hat die erste Periode Hals- und Armringe und Gewandnadeln mit einer Öse oder einer Durch-

bohrung am Knopfe zur Einknüpfung eines Fadens (113 d), die „Noppenringe“ haben eine rückläufige Führung, so daß sich Noppen an den Enden bilden (113 f.). Erst in der zweiten Periode (Abb. 114) treten bronzene Lanzenspitzen auf

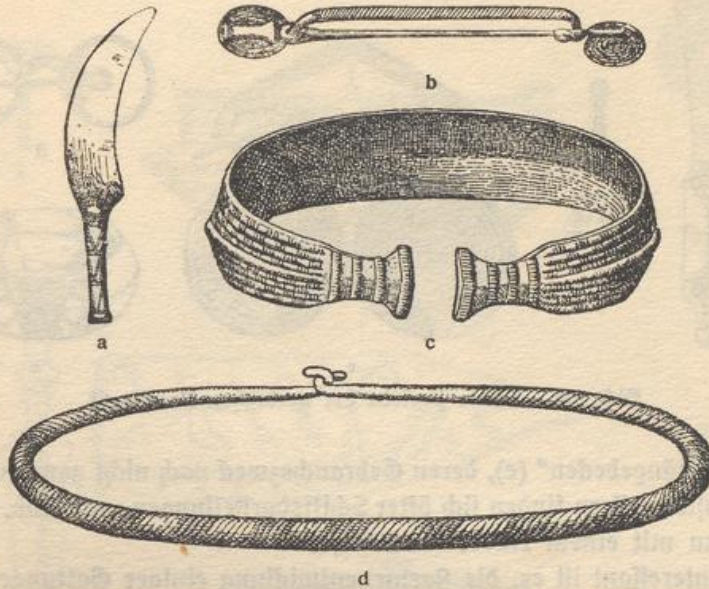


Abb. 115. Dritte Periode der nordischen Bronzezeit.

mit einer Schafttülle im ganzen Blatte entlang, und es kommen ferner hinzu Halskragen, Manschetten, Gürtelplatten und große Radnadeln. Die kleinen Gewandnadeln mit Öse oder Loch am Knopfe sind aber nun Fibeln geworden; statt des Zeugfadens ist ein metallener durch das Loch gezogen, der mit seinem unteren Ende die Nadelspitze umfaßt (114 f.). Ebenso haben die Ätze sich fortentwickelt, sie haben in der Mitte Absätze und Lappen erhalten (114 a), um fester am Schafte zu sitzen. Das Schwert ist allgemein geworden. Über Halskragen und Gürtelplatte (114 d, e) soll gleich noch ausführlicher gesprochen werden.

In der dritten Periode (Abb. 115) kommen geschweifte Messer auf und stabförmige Hals- und Armbänder, deren Verzierung noch die alte Zeugwicklung erkennen läßt. Bei den Dolchen und Schwertern werden die Griffe jetzt immer gleich mitgegossen.

In der vierten Periode (Abb. 116) herrschen die Lappenart (a) und die Tüllenart, dazu breite hohle Armbänder (e) und Spiralen aus Doppeldraht, die hauptsächlich Haarschmuck gewesen sind. Die „hannoversche Fibel“ zeigt als Bügel ein rhombisches Band zwischen den Spiralen (c); bei der „Brillensibeln“ (d) sind die Spiralen zu runden Scheiben geworden. Die Pinzette zum Haarabtneifen (b) ersetzt noch das Rasiermesser. Diese Periode zeigt schon einige Beziehungen zur ältesten Hallstattkultur Süddeutschlands.

Die fünfte Periode (Abb. 117) entspricht völlig der ersten Hälfte der Hallstattzeit. Die Schwerter und Messer, die Hals- und Armringe, die großen Nadeln, die Büdel, die Ketten sind ihr mannigfach verwandt. Dem Norden eigentümlich

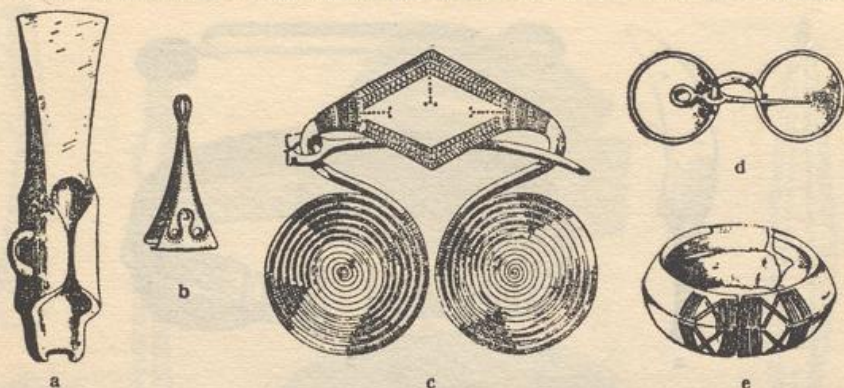


Abb. 116. Vierte Periode der nordischen Bronzezeit.

sind große „Hängebecken“ (e), deren Gebrauchszweck noch nicht ganz aufgeklärt ist. Auf den Rasiermessern finden sich öfter Schiffsdarstellungen, und Abb. 117 f. zeigt einen Mann mit einem Ruder im Schiffe.

Sehr interessant ist es, die Formenentwicklung einiger Gattungen durch die Perioden hindurch zu verfolgen und zu sehen, wie auch die Ornamentik mit der Zweckbestimmung Hand in Hand geht. Die Sibel, die Sicherheitsnadel, wie wir heute sagen, ist dadurch entstanden, daß der gewöhnlichen Nadel am Kopfe ein Faden angefügt wurde, den man, nachdem die Nadel durch das Gewand gesteckt war, wieder um ihren Fuß schlang. So wurde es der Nadel unmöglich gemacht, aus dem Gewande herauszurutschen. In der ersten Periode sehen wir die Nadel auf dieser ursprünglichen Stufe nur mit der Vorrichtung zum Durchziehen des Fadens an ihrem Kopfe (113 d). In der zweiten Periode ist der Faden aus vergänglichen Stoffen ersetzt durch einen Bronzefaden, der unten mit einem Haken die Nadelspitze umfaßt (114 f). Einmal ist dieser Faden gedreht, so daß er völlig als ein geflochtener erscheint, ein andermal weitet er sich zu einem Bande und zeigt dann als Verzierung eine Saumnaht. In der dritten Periode wird der Nadelkopf, damit man ihn bequemer fassen kann, verlängert und erhält zwei kleine Querstangen, der Faden läuft oben wie unten in eine Spirale aus, die sich zu einer Scheibe zusammendrehet (115 b). In der vierten Periode sehen wir in der „Hannoverschen Sibel“ die Spiralscheiben vergrößert und zugleich die Bandform in der Mitte des Fadens wieder aufgenommen (116 c). Das Band ist als Rhombus gestaltet, hat eine aus der alten Naht entstandene reichere Saumverzierung, eine Mittelfüllung von Kreisen oder Kreuzstrichen und ist an seinen Enden, wo der Faden zur Spirale abgeht, weithin mit Querlinien belegt: das ist die alte Abnähung, die das hier zusammengelegte und zum Faden gerollte Band festigen sollte. Am

Saume wie hier in den spitzten Ecken laufen Zickzackmotive mit unter, die nicht durch das wirkliche Nähen entstanden, sondern nachher durch die Phantasie hinzugefügt sind, aber in der ganzen Anordnung gibt es kaum ein Zierstück, das so deut-



Abb. 117. Fünfte Periode der nordischen Bronzezeit.

lich das alte technische Ornament an der Stirn trüge. Die von dem gerollten Bande gebildeten Spiralen sind auf vier Seiten vom Rande nach dem Innern zu mit feinen Stricheln überlegt. Auch hier liegt entschieden der Gedanke zugrunde, daß die Spirale durch Übernähung zusammengehalten werden sollte, gleichviel ob das im ursprünglichen Stoffe wirklich geschehen ist oder nicht. Die Übernähung ist wohlbedacht keilförmig, nach außen sich erweiternd angelegt, weil die äußeren Ringe der Spirale mehr gesichert werden mußten als die inneren.

Bei dieser hannoverschen Fibel ist die Nadel selbst ganz die alte geblieben, sie endigt oben einfach in eine Öse. Weiter östlich zwischen Elbe und Oder dagegen und bis nach Ungarn hinein hat sich die schon in Periode III vorliegende Form dahin ausgebildet, daß der Kopf der Nadel mit seinen zwei Querbalken und ebenso die Spiralscheiben stark, zuweilen bis ins Riesenhafte vergrößert wurden (s. unten Abb. 127 c). Auf der anderen Seite ist in Norddeutschland

auch eine Form entstanden, die die Spiralen ganz aufgibt und an ihre Stelle gewölbte Scheiben setzt und sie mit einem kurzen, aber hochgeschwungenen Bügel verbindet; das ist die sogenannte „Scheiben-“ oder „Brillenfibel“ (116 d).



Abb. 118. Baumsarg mit Frauenbestattung aus Jütland.

Für die Erklärung der weiteren, zur Tracht gehörenden Bronzegeräte sind die jütischen Eichensärge sehr lehrreich gewesen (Abb. 118). In ihnen hatte die Gerbsäure des moorigen Bodens sogar die Gewandung noch wohl erhalten. Der Mann trug eine halbkugelige Wollkappe (Abb. 119 b), einen gegürteten Kittel und darüber einen Mantel (Sagum), an den Füßen geschürte Schuhe. Gerüstet sind sie mit Beil, Dolch und zuweilen Schwert. Die Kappe ist das Vorbild der ältesten Helme geworden, die also nur eine Überziehung der alten Kopfbedeckung mit Bronzeblech vorstellen (s. unten Taf. XXXIX 2); Kittel, Mantel und Schuhe haben sich ziemlich in derselben Form noch bis in späte Zeit erhalten. Die Frauen tragen einen Rock, der über den Hüften gefaltet und von einem Gürtel gehalten wird, am Oberkörper eine Jacke mit kurzen Ärmeln, über dem Haar ein Netz aus Leinenfäden (119 a). Die Gewandstücke bestehen alle aus einem dicken groben Wollstoff. Der Gürtel der Frau ist in derber Gobelinweberei, bei der über einem dicken Kettenfaden sich feinere Seitenfäden lagern, hergestellt und endigt in Quasten (119 c). Die Frau trägt an Bronzegegenständen einen breiten Halskragen, an den Unterarmen große Spiralen und vor dem Leibe eine mächtige runde Gürtelplatte mit Mitteldorn. Im Gürtel hat sie einen Dolch (118). Sie ist also ebenfalls zum Kampfe gerüstet, und es macht den Eindruck, als ob die übrigen Bronzestücke, die sie trägt, ursprünglich weniger zum Schmuck als vielmehr zum Schutze bestimmt gewesen wären. Der Oberarmring des Mannes kommt mit derselben Bedeutung noch hinzu. Fast alle diese Stücke sitzen an Körperstellen, die auch heute noch bei studentischen Mensuren besonders bandagiert werden: Hals, Achsel, Handgelenk. Wir haben eine solche Schutztracht schon kennen gelernt in dem Gürtel der Aurignac-Leute und der ältesten Ägypter und finden ähnliche wieder bei den Faustkämpfern der Hallstattzeit, die bei völliger Nacktheit doch einen Bauch- oder Brustgürtel und einen Oberarmring tragen¹⁾.

¹⁾ Auf dem Bronzeimer von Watsch, Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland² S. 186.

Der breite Hals- und Armschmuck und die große Gürtelplatte treten hier in den Eichensärgen, in der zweiten Periode der Bronzezeit, zum ersten Male auf. Daher können wir an ihnen wieder deutlich erkennen, was für Gebilde in

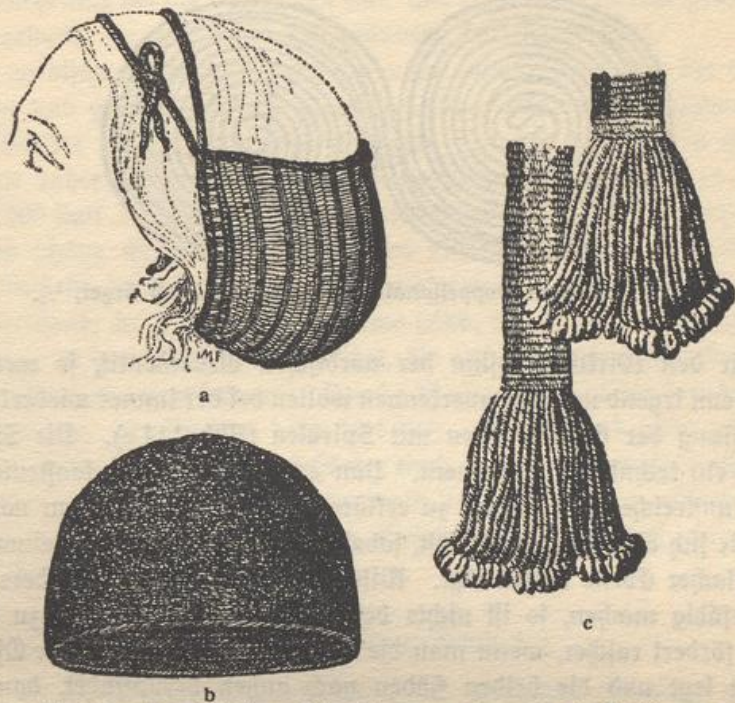


Abb. 119. Aus jütischen Eichensärgen: a Haarnetz, b Wollkappe, c Gürtelquaste. Nach S. Müller.

anderem, vergänglichem Stoff ihnen vorausgegangen sind. Ein Blick auf den Gürtel der Frau (119 c) zeigt, daß die meisten Halskragen und Manschetten — die häufig an die Stelle der Spiralen treten — ebensolche grobgewebten Stücke nachahmen. Der Kettensaden mit den darüberliegenden feinen Fäden ist deutlich wiedergegeben, ja es soll zuweilen anscheinend auch Mehrfarbigkeit angedeutet werden, wenn für eine gewisse Strecke die Nebenfäden angegeben sind, für die folgende nicht (114 d, 115 c). Die sich verjüngenden Enden der Halskragen sind öfter in ähnlicher Weise querüber abgenäht wie das mittlere Bandstück der „hannoverschen Sibel“ (Abb. 116 c), und die verbleibende letzte Fläche ist dann gewöhnlich mit Spiralen gefüllt.

Die breiteren oder schmälern Manschetten sind ganz in derselben Weise als derbe Zeugstücke behandelt und an ihren Enden zu einem dicken Saume abgenäht. Es kann kein Zweifel sein, daß die Ornamentik bei diesen Hals- und Armbändern nicht bloß mit einem strukturellen Gedanken spielt, sondern daß sie etwas wirklich Vorausgegangenes getreulich nachahmt. Hals- und Armbänder aus Zeug sind ja auch etwas so Natürliches, zu allen Zeiten Gebräuchliches, daß

es nicht zu verwundern ist, wenn sie schon vor den bronzenen vorhanden waren. Im Gegenteil, es wäre merkwürdig, wenn es anders wäre.

Erhalten wir hier wieder ein Beispiel, wie früher schon bei der Megalith-

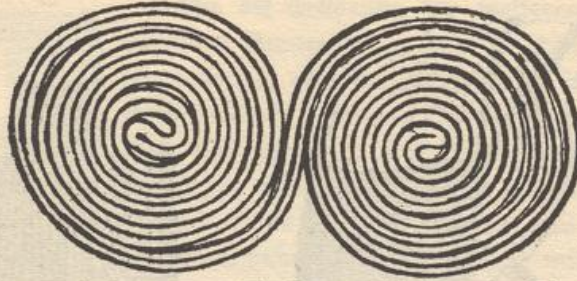


Abb. 120. Goldene Doppelspirale aus Schlesien. Nach Seger, 1/1.

keramik, für den Wirklichkeitsinn der nordischen Ornamentik, so werden wir ihn auch, wenn irgend möglich, anerkennen wollen bei der immer wiederkehrenden dichten Füllung der Gürtelplatten mit Spiralen (Abb. 114 e). Die Spirale ist selbst schon ein technisches Ornament. Von außen nach innen konstruiert ist sie ein höchst kunstreiches und schwer zu erklärendes Motiv, von innen nach außen entwickelt sie sich aber ganz von selbst, sobald man eine Schnur um einen Mittelpunkt auf flacher Ebene laufen läßt. Will man ein Stoffstück besonders fest und widerstandsfähig machen, so ist nichts besser als es mit Spiralen zu bedecken. Die Arbeit fördert rascher, wenn man die Schnur doppelt nimmt, die Ose in den Mittelpunkt legt und die beiden Fäden nach außen herumführt, dann erhält man ganz von selbst die Spirale, die in den Kreis hinein und wieder aus ihm herausläuft (Abb. 120). Ein gewebtes Stoffstück für sich allein ist leicht zu durchstoßen oder zu zerhauen, weil die Webefäden nur in zwei Richtungen laufen; bedeckt mit wirbelnden Schnüren aber findet ein Hieb in jeder Richtung Widerstand. Deshalb ist eine Spiralschneure bedeckt wie die Gürtelplatten der alten Nordländer.

Es kommt vor, daß man selbst mit einer Doppelspirale sich nicht begnügt hat, daß noch zwei weitere Fäden eingelegt sind, die sich erst bei ihrer Ausmündung bemerkbar machen. Dergleichen ist nicht für Bronze erfunden. Es hat nur Sinn, wenn es in verschiedenfarbigen Zeugsnüren gebildet wird. Auch die einfache Spirale stammt schon nicht aus der Bronzezeit. In Draht ist sie schlecht herzustellen, wird sie immer knickig, in Zeichnung ist sie aber überhaupt unbequem zu gestalten; daher ist im Metallstil immer nach einiger Zeit an Stelle der Spirale das System der konzentrischen Kreise getreten, so auch im Norden, wo wir diesen Wechsel sowohl bei den Gürtelplatten wie bei den Halskragen sich vollziehen sehen.

Sehr getreues technisches Ornament finden wir zuweilen auch an den Griffen der Dolche und Schwerter. Schon die Griffe der steinzeitlichen Flintdolche müssen mit Leder oder Bast umwickelt gewesen sein. Das Motiv setzt sich dann naturgemäß bei den bronzenen fort, und zwar ist meist eine gewebte Unterlage dargestellt, die von diesen Querbändern überlagert wird.

Die nordische Spiralverzierung hat man natürlich viel mit der mykenischen verglichen und gefragt, ob und wie die beiden miteinander zusammenhängen. Sophus Müller wollte die ganze nordische von der mykenischen ableiten und mußte sie daher um etwa 500 Jahre jünger annehmen, als sie in Wirklichkeit ist: um 1200 statt 1700 v. Chr. In Deutschland hat man vielfach die Spirale als reine und schöne Erfindung des Nordens ansehen wollen. Die Lösung dieser Fragen liegt in Mitteleuropa. Die Bandkeramik verwendet die Spirale schon in der Steinzeit; in Butmir bei Serajewo (Abb. 80, 81) ist das Geschlinge sogar schon bis zu all den Sinesen ausgebildet, die auf den mykenischen Goldsachen die Welt in Erstaunen gesetzt haben¹⁾. Von da ist ohne Zweifel der Strom ins Mittelmeer gegangen, der Mykene befruchtet hat. Ebenso, und zwar nach der noch einfacheren Linienführung schon früher, muß aus dem bandkeramischen Kreise die Anregung nach dem Norden gekommen sein; was um so leichter zu erklären ist, als ja die Bandkeramik selbst ganz Thüringen bis zum Harz und ins Braunschweigische erobert hatte.

Die nordischen Felsbilder

Die Westküste von Norwegen sowie der Bohuslän genannte anschließende Teil der schwedischen Küste bis Göteborg sind für Westeuropa viel zugänglicher als das innere Deutschland und konnten infolgedessen viel leichter und reicher von dorthier beeinflusst werden. Das beredteste Beispiel dafür sind die vielseitigen Felsbilder jener Küstenstriche, die im nordischen Kreise einzig dastehen. Mit ihren Schiffen, Fahrern, Reitern, auch großen bewaffneten Einzelfiguren geben sie uns Einblicke in Leben und Kultur erheblich früher Zeiten. Die Fragen, weshalb man sie eingemeißelt hat, ob rein in spielendem Bildtrieb oder als Dokumente bestimmter Begebenheiten und welcher genaueren Zeit die einzelnen angehören, wollten sich lange nicht klären. Jetzt hat ein schönes Buch Oskar Almgrens, des Hauptschülers von Oskar Montelius, eine Reihe von festen Punkten geschaffen²⁾. Die Bilder beginnen in der Steinzeit mit der Darstellung einzelner jagdbarer Tiere, gehen dann mit Art-, Schwert- und Schiffsbildern durch die Perioden der Bronzezeit und werden am zahlreichsten in der frühen Eisenzeit mit unzähligen Schiffen, sowie daneben einzelnen Reitern, Fahrern, Pflügnern und Bewaffneten.

¹⁾ Über diese Beziehungen wird ein zu erwartendes neues Buch von Joh. Boehlau umfassende Aufklärung bringen.

²⁾ O. Almgren: Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden, Frankfurt a. M. 1934.

Mehrfach hat sich gezeigt, daß die Bilder in der Nähe von Kultplätzen angebracht sind, so daß es scheint, als ob man im wesentlichen Erinnerungen an große Feste habe festhalten wollen. Dabei tritt die berechtigte Frage auf, ob sich in etwaigen Kultszenen Götterbilder erkennen lassen und ob die Germanen überhaupt Götterbilder verehrt haben. Die Antwort lautet: es ist möglich, daß mit den großen isolierten Gestalten, wie der auf Taf. XXX 1 ihren Speer schwingenden, Götter gemeint sind, aber Kultbilder in Heiligtümern werden damit immer noch nicht bewiesen. Almgren kommt zu dem Schlussergebnis, „daß die Göttergestalten der Felszeichnungen keine beständigen Kultbilder, sondern teils zufällige Prozessionsgruppen, teils dramatische oder bloß gedachte Göttereiphanien wiedergeben“ — also dasselbe wie im Mittelmeere etwa die Erscheinung der Berggöttin zwischen den Löwen (unten Abb. 150).

Eine Kulthandlung wie die auf dem Wandsteine des berühmten Kivik-Grabes (auf Taf. XXX 2) dargestellte enthält auch durchaus kein Götterbild. Oben rechts werden Luren geblasen, links wird anscheinend Feuer gequirkt, wobei die obere Querstange des Bohrers mit großen Gewichten (Sandsäcken?) beschwert ist. Die Szene ist von einem Kreise umgrenzt. In der Mittelreihe stehen langbekleidete Frauen um den Bottich mit Opferblut. Die beiden Szenen der unteren Reihe sind noch ungedeutet; links scheinen drei Gefesselte von einem Schwertmanne in einen Kreis geführt zu werden.

Ein uns aus West- und Südeuropa wohlbekanntes Kultstück tritt aber auch in den nordischen Bildern auf: der Menhir. Auf einem andern Wandsteine des Kivik-Grabes steht ein regelrechter Obelisk zwischen zwei auf Stangen oder Pfähle gehängten Beilen (Taf. XXX 3). Das Bild erinnert an die kretischen Obelisken mit dem Doppelbeil auf ihrer Spitze (oben Taf. XX) und an den illyrischen Wagen mit dem Menhir (unten Abb. 168). Es erinnert aber auch an die sächsische Irmensul, die noch zur Zeit Karls d. Gr. als hochragender Baumstamm nichts anderes ist als der Seelenthron der unsichtbaren Gottheit. So behält Tacitus vollkommen recht, wenn er sagt (Germ. 9.): die Germanen hatten keine Götterbilder, sie hielten es unter der Würde der Himmlischen, sie in Tempelwände einzuschließen und verehrten in Andacht das Unvorstellbare.

In dem Nerthus-Wagen, von dessen weiter Umfahrt durchs Land und schließlicher Waschung im See Tacitus erzählt, kann höchstens ein Menhir gestanden haben, aber vielleicht auch der nicht einmal. Wo man je ein Götterbild hergestellt hat, ist es immer geschehen, um den Menschen einen lebendigen Eindruck von der himmlischen Macht einzuprägen. Niemals wird man ein Götterbild verhängt durch's Land fahren; der Nerthus-Wagen aber war ein *vehiculum veste contextum*; *attingere uni sacerdoti concessum* (Germ. 40).

Ein einziges wirkliches Kultstück ist aus dem nordischen Altertum auf uns gekommen, das ist der Sonnenwagen von Trundholm in Dänemark: ein Pferd, das eine große goldplattierte Sonnenscheibe zieht, das Ganze auf sechs



a. Rundhütte vom Frauenberge bei Marburg. Nach G. Wolff.



b. Wandplatte der Steinkiste von Göhlitzsch bei Merseburg. Nach Photo.

Tafel XXVII



1



2



3



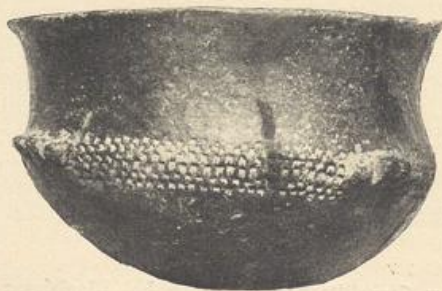
4



5



6



7



8

Rössen bei Merseburg *1.8.169*
Berliner Museum. 2. $\frac{1}{10}$, die übrigen etwa $\frac{1}{3}$.

Räder gestellt (Abb. 121). Ähnliche Goldscheiben sind in Schleswig-Holstein und bei Aurich gefunden, Darstellungen des Pferdes mit einem großen Rund dahinter finden sich in Felsen wie auf Tongefäßen eingeritzt¹⁾: die Kult-

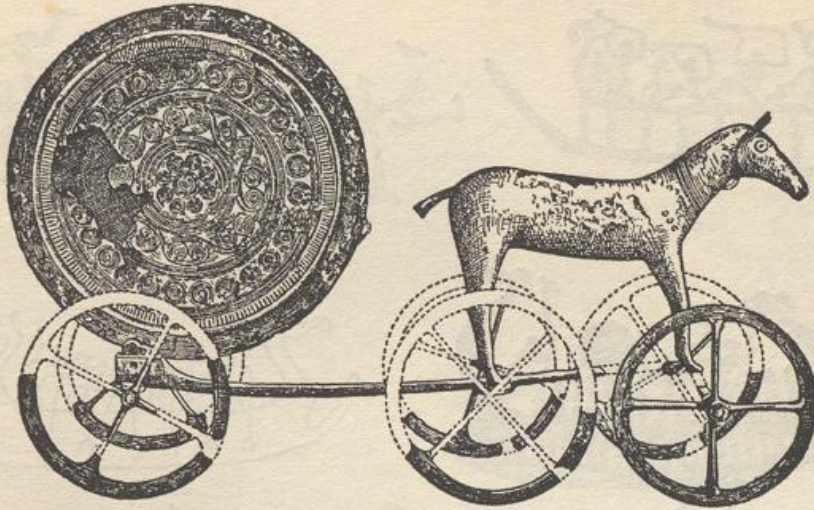


Abb. 121. Sonnenwagen.

form muß also sehr verbreitet gewesen sein, und sie zeigt, daß man im Norden weit entfernt war von einer Vermenschlichung des Sonnengottes wie etwa des griechischen Helios. Und ebenso war es mit etwaigen anderen Gottheiten nicht bloß bis auf die Zeiten des Tacitus, sondern bis auf die Karls d. Gr., der bei den Sachsen nur eine Irmensul zu stürzen hatte, *truncum ligni in altum erectum quem sub divo colebant*²⁾.

Was auf den Felsbildern in der größten Menge auftritt, war bisher auch dem meisten Zweifel unterworfen: das lange schlittenförmige Gebilde mit glattem Unterbau und parallelem Abschluß darüber. Sollten es wirklich Schiffe sein, wie man zumeist annahm und nicht doch vielleicht Schlitten, denen sie viel ähnlicher sehen? August Köster, unser großer archäologischer Schiffskenner, hat die Frage jetzt gelöst³⁾. Es sind weder Schlitten noch richtige Schiffe, sondern Flöße mit einem tafelförmigen Aufsatz, auf dem die fahrenden Leute sich trocknen Fußes aufhalten können (Abb. 122 abc). Daß es so etwas gegeben hat, würde man kaum glauben, wenn nicht Homer das Floß, das Odysseus sich für seine Abfahrt von Kalypso baut, Stück für Stück so beschriebe, wie jene nordischen Fahrzeuge dargestellt sind (Od. 5, 234—261). Odysseus geht in den Wald, um sich das nötige Holz zu schlagen, und bevorzugt dabei die abgestorbenen Stämme (5, 240), weil sie,

¹⁾ E. Sprockhoff in der Zeitschrift für h. Seger 1934.

²⁾ Rud. v. Gulda in der Translatio S. Alexandri.

³⁾ A. Köster, Studien zur Geschichte der antiken Schifffahrt. Klio Beiheft 32, 1934.

wie wir von Koster lernen, bei ihrer völligen Trockenheit 40% mehr Tragkraft haben als die frischen. Zwanzig Bäume fällt er, behaut sie und fügt sie zusammen. Den Boden macht er so groß wie bei einem breiten Lastschiffe. Dann (S. 252f.)¹⁾

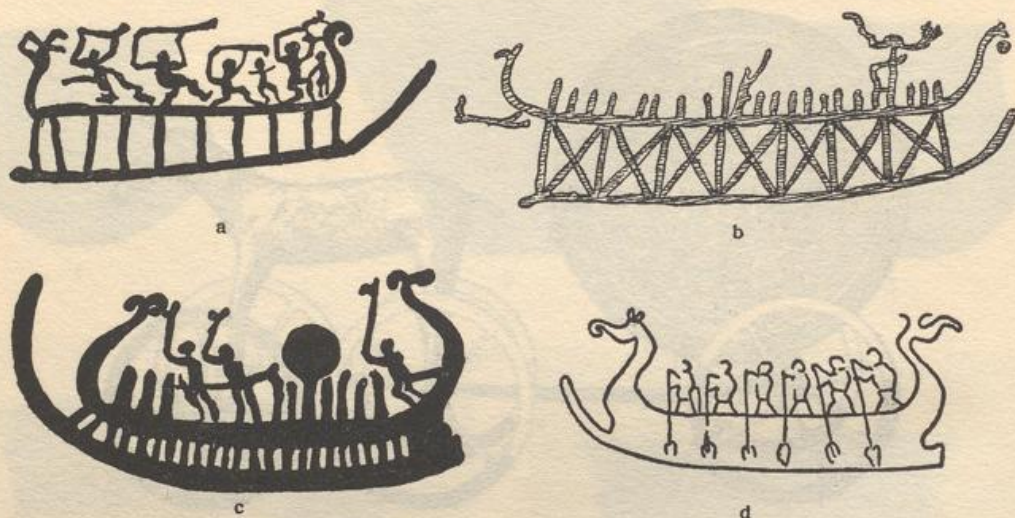


Abb. 122. Nordische Schiffsbilder. Nach A. Koster.

setzt er die Pfähle (ikria), festigt sie mit Streben (stamines) und legt die langen Bretter (epegkenides) darauf. Schließlich setzt er den Mastbaum (histos), bringt den Querbaum an und schneidert sich das Segel.

Die Beschreibung erklärt in der Tat völlig alle Einzelheiten der nordischen Darstellungen: die Pfähle mit ihren schrägen Streben und die Plattform, auf der wir immer wieder die Schiffsleute hantieren und auch in heftigem Kampfe sich betätigen sehen. Dies Schiff ist entschieden das alte Fahrzeug des Nordens, im Mittelmeere sind ursprünglich von Ägypten und Kleinasien her die Hohlformen aus Fellen oder Schilf oder Papyrusbündeln zu Hause gewesen (unten Abb. 156). Das nordische Floß hat erst die „dorische Wanderung“ gebracht. Und daß es auch auf offener See wohl brauchbar war, zeigt gerade die Fahrt des Odysseus: siebenzehn Tage ist er ohne Havarie unterwegs gewesen, und das Unheil kam erst durch das furchtbare Wetter, das der feindliche Poseidon hervorrief. Odysseus segelt aber, während die nordischen Schiffe das Segel noch nicht kennen (vgl. auch Abb. 117f. und Taf. XXX 1). Ganz selten findet sich unter den Selszeichnungen auch einmal das Hohlschiff des Südens wie Abb. 122 d es zeigt; das hat man eben später im Austausch übernommen.

¹⁾ Od. 5, 252 ff. ἱκρία δὲ στήσας, ἀραρῶν θαμέσι σταμίνοσιν, ποιεῖ· ἀτὰρ μακροῖσιν ἐπηγκενιδέσσιν τελεύτα. ἐν δ' ἰστών ποιεῖ καὶ ἐπίκριον ἕρμενον αὐτῶ. Statt ἰστός wird zuweilen auch ἱκρίον für den Mastbaum gesagt; daraus erklärt sich die Bezeichnung ἐπίκριον für den Querbaum, die „Rahe“.

Süddeutschland

Auch in Süddeutschland ist die Form des Wohnbaues der Bronzezeit vielfach in Dunkel gehüllt. Zunächst scheinen die Arten der vorausgegangenen Periode

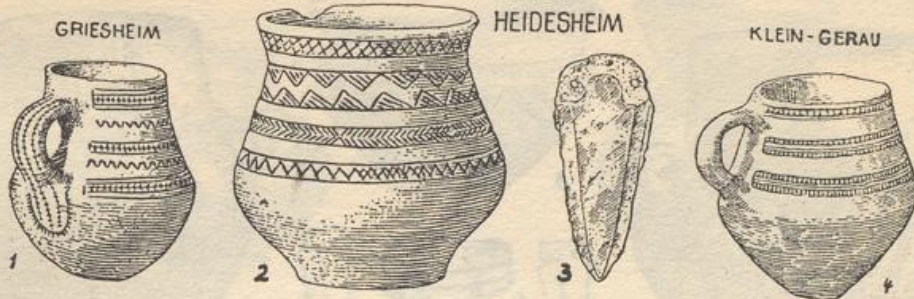


Abb. 123. Früheste Bronzezeit. Adlerberg-Typus: 1 und 4 Griesheim, Klein-Gerau b. Darmstadt; 2, 3 Heidesheim, Kr. Bingen. Nach Behrens. $\frac{1}{4}$.

sich fortgesetzt zu haben, besonders in den Seesiedlungen, die oft noch bis in die Hallstattzeit bewohnt gewesen sind. Reicher beobachtet sind die Grabanlagen, und nach ihrer Verschiedenheit pflegt man in Süddeutschland auch die Hauptstufen der Bronzezeit zu unterscheiden. In der „ältesten Bronzezeit“ (Reinecke A) herrscht in Fortsetzung der steinzeitlichen Sitte dieser Gegenden noch die Höckerbestattung im Flachgrabe, also ohne Hügelerschüttung darüber. Die lange Mittelstufe der Bronzezeit dagegen ist die „Hügelgräberzeit“, nach der Entwicklung der Gerätformen in eine ältere, mittlere und jüngere Periode zerfallend (Reinecke B, C, D), die zusammen den nordischen Bronzeperioden II und III von Montelius entsprechen. Die Montelius-Perioden IV und V werden in Süddeutschland als beginnende und entwickelte Hallstattzeit bezeichnet, die den allgemeinen Gebrauch des Eisens heraufführt¹⁾. Die Hügel sind angelegt wie die nordischen auch, mit größeren Grabkisten aus Holz von kleinen Steinen umpackt und einfacheren Nachbestattungen. Fast immer sind die Leichen als Skelette bestattet. Die ganze Ausstattung zeigt eine Fortentwicklung aus der ältesten Bronzezeit. Ein starker Wandel tritt erst ein in der „jüngsten Bronzezeit“ (Reinecke E), indem sich offenbar ein neuer Kulturstrom mit Flachgräbern und Leichenbrand in die Haupttäler Süddeutschlands einschleibt und eine neuartige Keramik mit harten, edigen Formen mitbringt. Diese neue Strömung ist aber offenbar von der alten Bevölkerung aufgesogen worden, denn die dann folgende Hallstattkultur ignoriert ihren Hausrat und baut weiter auf der Grundlage der alten Hügelgräberzeit.

Am anschaulichsten spiegelt sich die Entwicklung während der ganzen Bronzezeit in der Keramik. In der letzten Steinzeit hatte die auf der Bandkeramik beruhende süddeutsche Kultur starke Einflüsse vom Westen und Norden her erfahren. Die westeuropäische „Pfahlbau“-Keramik war vom Rheine her mehr

¹⁾ P. Reinecke im Anthrop. Korrb. 1902, S. 18.

und mehr vorgebrungen, so daß wir sie schon in Württemberg sich fest einwurzeln sehen (Goldberg). Vom Norden her dringt gleichzeitig der Rössener Stil und die Schnurkeramik vor und vermischt sich mit dem Einheimischen, in Großgartach



Abb. 124. Mittlere Bronzezeit. Hügelgräber der Oberpfalz. Nach Behrens. $\frac{1}{4}$.

mit der Bandkeramik, in Schussenried mit der Pfahlbaukeramik. Was nun aus der ältesten Bronzezeit uns entgegentritt — es ist bisher nicht viel — zeigt naturgemäß den Nachklang dieser verschiedenen Einflüsse. Es überwiegt noch das Einheimische, das einerseits den Mondseeformen und Verzerrungen nahetritt (Abb. 123, 1, 4), andererseits Erinnerungen pflegt an die Zonenbecher Westdeutschlands und die Schnurkeramik von Thüringen (123, 2). Im nördlichen Bayern (Oberpfalz) begegnen weiter die gestrichelten Zickzackbänder, die Butmir schon hatte und die aus dem Hinkelsteinstile zu stammen scheinen (124, 1, 3). Die Hügelgräberzeit führt einen völligen Sieg des westeuropäischen Stiles herauf. Man kann sich keine besseren Abbilder eines zugeschnürten Beutels denken, als es die großen bauchigen Gefäße mit engem nach oben trichterförmig ausladenden Halse sind, die nun schon in großer Zahl in den Museen von Stuttgart und Tübingen stehen (125). Ihre Verwandtschaft mit den Canosa-vasen Apuliens ist augenfällig und erklärt sich einfach durch die Verbreitung des westeuropäischen Stiles sowohl an der Donau wie im Mittelmeere entlang. Bauchige Kannen mit geraderem Halse (125, 1) haben ihr Gegenstück auf dem Michelsberge (oben Abb. 16 i), gehentelte Schalen (2) das ihre in der Westschweiz; einfache Kugelabschnitte als Näpfe zeigen, wie der primitive alte Kürbisstil immer noch nicht ausstirbt.

Verziert sind die Gefäße meist mit umlaufenden Bandmustern in Kerbschnitt oder zu seiner Nachahmung erfundener Einstempelung (125, 1). Auch hier sind Muster wie Technik westeuropäisch. Schon bei spanischen Amphoren zeigte sich der Anfang, und auch in Großgartach war der Kerbschnitt bereits zu bemerken. Zu voller Blüte ist diese Ziertchnik aber in der mittleren Bronze-

zeit in Württemberg gekommen. Ausgestrahlt ist sie einerseits gegen Westen nach dem Elsaß und bis Südfrankreich hinein, anderseits den Rhein hinunter ins Westfälische (Dortmund, Haltern). Überall dort ist sie aber bald verblühen.



Abb. 125. Mittlere Bronzezeit. Hügelgräber Rheinheßens (1) und Württembergs (2, 3). Nach Behrens. $\frac{1}{4}$.

Nur in Süddeutschland hat sie sich noch stark in die Hallstattkultur fortgeerbt. Zuweilen haben die Gefäße große runde Buckel auf der Schulter (125, 2, 3), deren Herkunft sich bislang nicht bestimmen läßt.

Die nun folgende Urnenfelder-Keramik trägt nordischen Einfluß an der Stirn (Taf. XXXVI 1—4). Ihr Hauptstück, die edige Amphora, erinnert an Walternienburg, und die häufigen Buckel an ihrem Bauchknick, von Halbbogen umzogen, sind lausitzisch. Es kommen auch vielfach kleine Gefäße: Kännchen, Tassen, Becher vor, besonders am oberen Main, die man direkt als lausitzisch angesprochen hat (Mürnberg). Man ist versucht, dem starken Einfluß, der von dorthier gekommen ist, auch den plötzlichen Übergang zur Leichenverbrennung, die ja in der Lausitz schon lange herrschte, zuzuschreiben. Trotzdem braucht diese Einströmung nicht eine Volkswanderung, sondern nur ein Kulturaustausch gewesen zu sein, denn auch in der Lausitz zeigen sich zu derselben Zeit starke Anklänge an süddeutsches Wesen: in den Hallstattformen der Billendorfer Keramik (Taf. XXXIII 11), in Schlangen- und Schlingbügel-Sibeln (Taf. XXXIX 3), in den Goldschalen von Eberswalde (Taf. XXXIV).

Die Bronzen des süddeutschen Kreises weichen vielfach von den nordischen ab. Die reiche Spiralverzierung ist hier unbekannt. Die „hannoversche Sibel“ hat wohl einige Verwandte, aber mit bloß spielerisch hingeworfenem Schmuck. Das sinnvolle „technische Ornament“ ist eben durchaus ein Sonderbesitz des Nordens.

In Süddeutschland ist deutlich zu erkennen, wie von zwei Seiten her das neue Metall ins Land gekommen ist. Der Westen hat es von der Rhone und weiterher von Spanien erhalten, der Osten auf dem Donauwege, wahrscheinlich von Ungarn. Es ist während der ersten Periode nur in die Haupttäler gelangt und hat sich erst nachher allgemein verbreitet. Zu Anfang gibt es noch kein

Schwert, keine bronzene Pfeil- und Lanzenspitze. Die letzteren sind noch aus Stein. Das Schwert entwickelt sich aus dem Dolche, der dann selbst mehr und mehr zurücktritt und schließlich ganz durch das einschneidige Messer ersetzt wird. Wie im Norden geht dem Rasiermesser die Pinzette voran, mit der man die Gesichtshaare so gut es ging abkniff. Sehr vielfältig sind die Formen der Nadeln in bezug auf ihre Kopfbildung. Aus der „Rollennadel“ entwickelt sich die „Schleifennadel“, daneben steht die „Nadel mit durchlochttem Kugelfopf“ (Abb. 129 b) und die „Ösenkopfnadel“ (Abb. 127 r.), alle vorgerichtet einen Faden einzuknüpfen. Auch Nadeln mit verkehrt konischem, mit keulenförmigem Kopfe gibt es, mit stehender und mit liegender Scheibe. Die Sichel tritt erst in der späteren Bronzezeit auf, und zwar in zweierlei Form: die zweiteilige nordische Bügelsichel, die sich aus der Nadel mit eingeknüpftem Faden entwickelt hat, und die einteilige, bei der die Federkraft einer Spirale die Nadel sichert. Wie die erste Art im Norden, so ist die zweite im mitteleuropäischen Kreise oder im Süden erfunden.

Sicheln treten in der Hügelgräberzeit auf, und zwar zuerst mit einem Knopfe, dann mit einem Loche zur Befestigung versehen. Die ersten Helme und Schilde von Bronze kommen erst in der letzten Bronzezeit, der Helm halbkuglig, offenbar als Blechüberzug der immer schon getragenen Wollkappe (s. oben Abb. 119 b), der Schild mäßig groß und rund, entsprechend der kleinen mykenischen Form, mit reicher Buckelverzierung.

Der Osten bis Ungarn

Der Kampf zwischen den vordringenden Germanen und den langsam weichenden Bandkeramikern, der in den Steinzeitkulturen von Rössen sich in Thüringen und Württemberg (Gr. Gartach), von Noßwitz, Jordansmühl und Marschwitz in Schlesien fundat, kennzeichnet sich auch noch bronzezeitlich in mehreren Kulturen von Ostdeutschland über Böhmen, Mähren nach Ungarn hinein: hierher ist die süd- und ostdeutsche Bandkeramik offenbar abgedrängt worden.

In dem Kreise von Thüringen, Schlesien, Böhmen und Mähren findet sich in der frühen Bronzezeit die eigenartige Kultur, die man nach einem böhmischen Fundorte die „Aunjetitzer“ nennt. Sie führt regelmäßig Hofergräber. In der Keramik sind die heutigen Krüge und Becher wie Abb. 126 a b d e noch ungemein verwandt den alten birnförmigen der Spiralkeramik (oben Abb. 78 b). Der scharfe Bauchknick, den dieser Stil schon in Rössen erhielt und der dann in Gr. Gartach herrscht, tritt nun auch bei dem sehr beliebten niedrigen Aunjetitzer Becher auf, der seinen breiten Henkel offenbar Bernburg verdankt (Abb. 126 c).

An Metallsachen hat Aunjetitz den ganz kleinen dreieckigen Dolch der Kupferzeit Spaniens und Italiens, als Leitform die „Ösenkopfnadel“ — auch Säbel-

nadel genannt — und meist aus Gold bestehende Schleifen- oder Noppenringe, bei denen der doppelt genommene Draht auf seinem Spirallauf in der Mitte umwendet, eine Schleife oder Noppe bildet, um dem Ringe auf der einen Seite



Abb. 126. Aunjetitzer Gefäße. Berl. Museum. $\frac{1}{6}$.

eine breitere Schaufläche zu verleihen (oben Abb. 113 f). Unsere Abb. 127 zeigt die charakteristischen Aunjetitzer Goldsachen aus dem Helmsdorfer Fürstengrabe: ein einfaches massives Armband, zwei Säbelnadeln, ein Röllchen und zwei Hängespiralen, wie sie auf dem Balkan zu Hause sind und bis Troja sich gefunden haben (unten Abb. 140); wir werden sie als illyrisch betrachten dürfen, wie wohl überhaupt die ganze Aunjetitzer Kultur.

Das Meiste verweist bei dieser Kultur auf südlichen Ursprung: die Hoderbestattung, die Beutelform und die Ornamentlosigkeit der Gefäße, die kleinen Dolchmesser, die Goldspiralen. Es zeigt sich z. B. in Mähren auch eine nahe Verwandtschaft mit dem Glockenbecherkreise, manche Gefäßformen sind beiden gemeinsam.

Die Aunjetitzer Kultur bedeckt in Thüringen ziemlich genau das Gebiet, wie vorher die illyrische Bandkeramik, sie reicht bis an den Nordharz. Die schönste Ofenkopfnadel, ein großes goldenes Exemplar, stammt aus dem Hügel von Leubingen bei Sömmerda, mehrere Hodergräber mit den charakteristischen Henkeltöpfen und auch einem Becher sind in der Nähe von Halberstadt, beim „Landhause“, gefunden (Taf. XXXI).

Weit reicher ist das Bild, das sich mit der „Pannonischen Keramik“ entrollt, die, glaub' ich, ihren Namen mit Recht führt, denn das sehr umfangreiche Material, das das Berliner Museum aus Brandgräbern der Gegend von Stuhlweißenburg besitzt, ist ganz einheitlich im Stil, und zwar dem Pfahlbaustil, während weiter donauabwärts in Südungarn bei Werschetz schon andere Einflüsse, Schnurkeramische und nordische neben handkeramischen sich einmischen. Die Keramik drängt sich weiter östlich in Serbien, Bulgarien und Rumänien stark hervor, und ihr Nachklang ist noch deutlich zu spüren in der „kimmerischen“ Gattung von Troja VII.

In Pannonien ist sie in ihrer Vielseitigkeit und munteren Erfindungsfreude sehr ansprechend. Die Amphoren XXXII 4 und 5 sind, wie man auf den ersten Blick sieht, nur wenig abgewandelte Nachahmungen von Walternienburg und

Thüringen, und die durch Schnürung bald so bald so umgestalteten Kugelformen von XXXII 6—8 stammen ohne Frage aus der Bandkeramik. Die Gestaltungs- und Verzierungs-lust ist unbezähmbar. Jede Form tritt in unzähligen Varianten

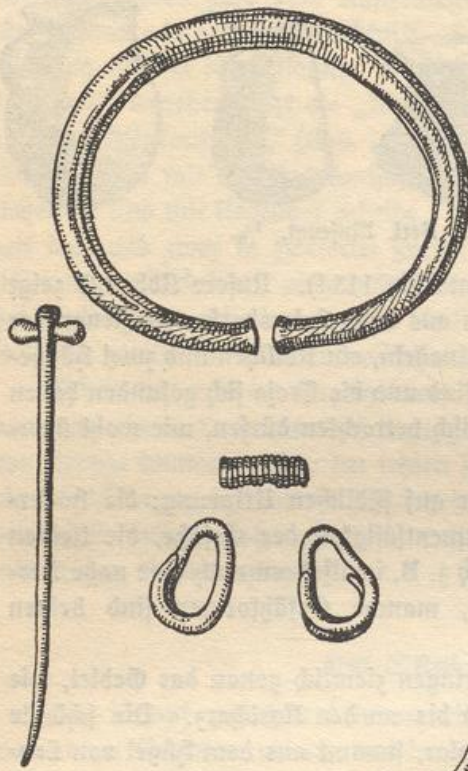


Abb. 127. Goldsachen aus dem Helmsdorfer Fürstengrabe. Mus. Eisleben.

auf, von dem einfach geschnürten Saß, der nur ein paar dicke Ösen am Bauche hat, geht es zu feinen Vasen mit gedrückt oder schlankerem Körper, mit rasch und glatt sich entfaltendem oder mit länger ausgezogenem und kropfig ausbuchtendem Halse. Die Henkel sitzen bei den Töpfen als einfache, dicke Ösen am Bauche oder an der Schulter. Bei den Krügen überspannen sie zuerst als breite Bänder nur den Zwidel zwischen Bauch und Halspartie — wie vorher in Württemberg —, allmählich greifen sie aber von der Schulter bis an den oberen Rand.

Ähnlich reich und munter betätigt sich die Verzierung. Oft ist ihr bandkeramischer Charakter noch ganz deutlich, so in den Spiralen der Deckel von Abb. 128. Die rhombische Figur mit den Casspiralen (Abb. 128 b) zeigt außerdem ein Motiv, das zunächst nach Mykene weitergegangen ist (unten Abb. 145 e) und sich schließlich noch in

der Hallstattkultur findet (unten Abb. 163 b). Sonst hat die Verzierung meist tektonischen Charakter, indem sie in durchgehenden horizontal- und verbindenden Vertikallinien oder -bändern den Bau des Gefäßes deutlich macht. Aber vielfach blüht sie aus, nicht bloß in Dreiecks-, Fischgräten-, Rautenmustern, sondern auch in Bogen und Spiralen. Die Enden der Linien kräuseln sich mit Vorliebe, so daß vielseitig tändelnde Gehänge entstehen. Es ist ein richtiges Kokos-Getriebe, das sich da abspielt. Die ganze Verzierung wirkt um so lebhafter, als ihre kräftig eingerichteten Linien, mit weißer Kalkmasse gefüllt, sich von dem grauschwarzen Gefäßgrunde stark abheben. Gewiß, es liegt ein nordischer Schleier über dieser Kultur, die Schnur- und Megalithkeramik hat ihn gewoben, aber der Körper unter dem Schleier hat südliches Leben: er ist illyrisch, ein Kind der Bandkeramik und zugleich Ahne von Hallstatt; nichts zeigt uns so deutlich die Blutsverwandtschaft dieser beiden weit getrennten Lebensgeister als das Mittelglied der pannonischen Kultur.

Die pannonische Keramik wird auf Urnenfriedhöfen und nur gelegentlich auch bei Höckerleichen gefunden. Zugehörige Metall Sachen sind bisher sehr spärlich. Ein paar derbe bronzene Spiralarmringe und einige Nadeln mit durch-

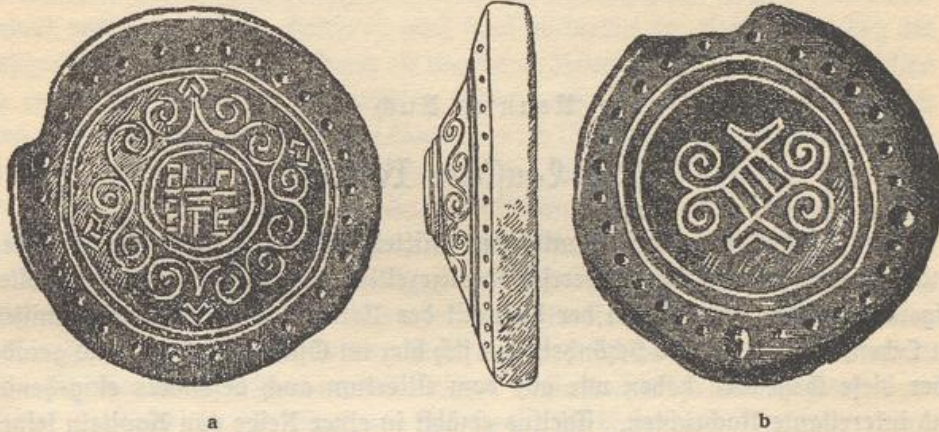


Abb. 128. Pannonische Deckel. Nach Hoernes.

bohrtem Kopfe pflegen die einzige Ausbeute von einem halben Hundert Gräber zu sein, und sie geben leider kein genaueres Datum, da ihre Art sich durch lange Zeit erstreckt.

Die pannonische Keramik hat sich vom großen Donaufnie weit durch Süd-ungarn und nach Serbien hineingezogen. In Serbien ist auch eine große plastische Figur in ihrem Stile verziert aufgetreten, die berühmte Frau von Klicevac¹⁾. Sehr merkwürdig ist die Formverwandschaft zwischen den Kropfhalsgefäßen von Pannonien und Villanova. Sie entsprechen einander durchaus und sind auch von ziemlich gleicher stattlicher Größe. Da diese Bildung sonst nirgend in der Welt vorkommt, wird eine Beeinflussung der einen Gegend durch die andere anzunehmen sein. Früher wollte man ohne weiteres Italien als das Mutterland ansprechen. Nachdem aber manches darauf hinweist, daß schon die Terramaren-Kultur von jenseits der Alpen gebracht ist, und nachdem auch das Hauptornament der Villanova-Urnen, der Mäander, den man früher allein im griechischen Dipylonstile suchen konnte, seine Urheimat an der mittleren Donau enthüllt hat, wird man für den Kropfhals der Villanova-Urnen (unten Abb. 167 b) um so williger nach derselben Donaugegend zurückblicken.

¹⁾ Ebert Realleg. Bd. VI Taf. 2.